

THERESA RÉVAY
Die weißen Lichter von Paris

Buch

Paris, Anfang der 20er Jahre. Gräfin Xenia Ossolin ist die stolze und eigensinnige Tochter eines Gardegenerals und in den besten Kreisen der Petersburger Gesellschaft aufgewachsen. Doch dann hat sie in den Wirren der blutigen Oktoberrevolution alles verloren, auch ihre geliebten Eltern. Nach einer leidvollen Flucht landet sie schließlich in der »Russenkolonie« von Paris, wo sie in bitterster Not als Näherin das Überleben für sich und ihre beiden jüngeren Geschwister sichert. Eines Tages entdeckt ein berühmter Modeschöpfer die schöne Russin, und plötzlich scheinen sich alle Türen für Xenia zu öffnen. Sie steigt zum international gefragten Mannequin auf, und die Illustrierten reißen sich um ihr gleichzeitig apartes wie unnahbar wirkendes Gesicht. Auch der Berliner Modefotograf Maximilian, Freiherr von Passau, ist von Xenia hingerissen, seit er sie zufällig in Paris kennengelernt hat. Als er sie auf einer Modenschau in Berlin wiedersieht, weiß er, dass sie die Frau seines Lebens ist. Beide erleben eine leidenschaftliche Affäre miteinander, aber als Max Xenia nach Paris folgt und ihr seine bedingungslose Liebe gesteht, weist sie ihn zurück. Zu sehr hat ihr Überlebenskampf sie hart werden lassen und misstrauisch gegenüber großen Gefühlen.

Doch seinem Schicksal kann man nicht entgehen, und während um sie herum durch Nazidiktatur und Krieg ein ganzer Kontinent aus dem Gleichgewicht gerät, begegnen Max und Xenia sich unter dramatischen Umständen wieder ...

»Theresa Révay beherrscht die Kunst meisterlich, eine große Saga zu schreiben. Ihre Protagonisten begegnen sich, verlieren sich aus den Augen und treffen sich wieder vor dramatischer Kulisse. Wird die Liebe am Ende siegen? Werden Xenia und Max sich wiederfinden?«

Madame Figaro

Autorin

Theresa Révay, 1965 in Paris geboren und aufgewachsen, studierte französische Literatur an der Sorbonne. Sie veröffentlichte ihren ersten Roman mit Anfang zwanzig. Danach arbeitete sie viele Jahre als Übersetzerin und Gutachterin für verschiedene französische Verlage. »Die weißen Lichter von Paris« ist ihr dritter Roman in deutscher Übersetzung.

Theresa Révay

Die weißen Lichter
von Paris

Roman

Aus dem Französischen
von Barbara Röhl

GOLDMANN

Die französische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel »La louve blanche« bei Belfond, un département de Place des Éditeurs, Paris.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2009

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe

Belfond, un département de Place des Éditeurs, 2007

All rights reserved

Copyright © der deutschen Ausgabe 2008

by RM Buch und Medien Vertrieb GmbH

Redaktion: Monika Köpfer

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images/rw photographic,

Getty Images/French School und

Getty Images/Sylvain Sonnet

Th · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

Made in Germany

ISBN 978-3-442-47059-4

www.goldmann-verlag.de

Au loup des lunes
Mit Liebe



Erster Teil

Petrograd, Februar 1917



Das Glück hat nichts für die Halberzigen übrig. Es will herausgefordert und errungen werden, kurz gesagt man muss es sich verdienen wie den Orden des heiligen Georg auf dem Schlachtfeld. Und natürlich sah sich Xenia Fjodorowna Ossolin als Eroberin.

Der Krieg dauerte fast schon drei Jahre und wollte kein Ende nehmen. Von der Ostsee bis zur Donau fielen die Russen zu Zehntausenden. Da war die Aussicht eher gering, dass ein gewisser junger Offizier der kaiserlichen Garde zu ihrem Geburtstagsdinner kommen würde; aber sie hatte trotzdem nicht gezögert, ihm eine Einladung zu schicken. Und als sie keine Antwort erhielt, hatte sie bei ihm zu Hause angerufen, um sich zu vergewissern, dass er tatsächlich Heimaturlaub hatte. Ihre Mutter wäre entsetzt gewesen.

Xenia drückte die Nase ans Fenster. Sie hauchte auf die Doppelscheibe, wie sie es als Kind getan hatte, und malte ein Gesicht darauf. Ob sie wohl Geduld lernen würde, wenn sie älter wurde? Die paar Demonstranten, die um die Kirche der Gottesmutter von Kazan herumliefen, würden ihr jedenfalls ihr Fest nicht verderben.

Mit einem Knall fiel die Eingangstür zu, und im Vestibül ließ sich die tiefe Stimme ihres Vaters vernehmen. Sie kannte jede Nuance darin und begriff gleich, dass er verärgert, ja vielleicht sogar zornig war. Xenia stellte sich vor, wie er seinen dicken Mantel auszog und sich schüttelte wie ein Bär; dann hörte sie, wie er mit

seinem ungleichmäßigen Schritt den Raum durchquerte, um in sein Arbeitszimmer zu gehen. Auf dem Parkettboden zog er das rechte Bein nach, die Folge einer Kriegsverletzung.

Xenia fuhr herum und ließ den Blick durch den Salon schweifen. Sie hatte keine Lampe angezündet. Hoch aufgerichtet und ruhig stand sie in der Dunkelheit des Spätnachmittags in ihrem langen Rock aus grauem Wollstoff und der weißen Hemdbluse mit dem plissierten Kragen da. Sie hatte sich einen Schal über die Schultern gelegt. Immer noch nahm sie den beißenden Geruch der Desinfektionsmittel aus dem Lazarett wahr, in dem sie bei der Pflege der Verwundeten half. Dort vertraute man ihr keine verantwortungsvollen Aufgaben an, denn mit ihren fünfzehn Jahren betrachtete man sie als zu jung für eine Ausbildung zur Krankenschwester. Ansonsten hätte sie es allerdings mit eiternden Wunden oder Verletzungen an delikaten Körperstellen zu tun bekommen. Doch beim Verbinden, dem Desinfizieren der chirurgischen Instrumente oder wenn es darum ging, die Moral der Soldaten zu stärken, war ihre Hilfe willkommen.

Die Pendeluhr maß tickend die Minuten. Im Raum ließen sich die beruhigenden Umrisse von Diwanen und Sesseln erahnen. Das junge Mädchen schloss die Augen und ließ vor ihrem inneren Auge die Anordnung des Mobiliars erstehen – der persischen Teppiche, der Spiegel, der Konsole mit den Sphinxköpfen, der runden Tischchen aus Rosen- und Amaranthholz und der Stühle mit den geschnitzten Ornamenten. An den Wänden hingen Gemälde von Meistern; eine Sammlung, die in der guten Gesellschaft der Stadt berühmt war. Wie ein flüchtiges Gespenst hätte sie zwischen den hellen Möbeln aus karelischer Birke hindurchgleiten und die emaillierten Bilderrahmen, die auf dem Flügel aufgestellt waren, oder die Sammlung von Tabakdosen berühren können. Sie kannte den großen Salon in- und auswendig, ebenso wie jeden der Räume, die sich in diesem zugleich gemütlichen wie auch repräsentativen Anwesen aneinanderreiheten. In der samtweichen Stille meinte sie den Puls

des Hauses zu spüren, der sich in ihren Adern fortsetzte und sie ganz und gar erfüllte. Das Herz ihres Elternhauses, das auf halbem Weg zwischen zwei Kathedralen an einem zugefrorenen Kanal lag, schlug im Einklang mit dem ihren.

Gebrüll riss sie aus ihrer Gedankenverlorenheit. Verwirrt fragte sie sich, ob die Aufregung von draußen kam; doch als sie die Augen aufschlug, begriff sie, dass ihr Vater sich am Telefon ereiferte, und sie spitzte die Ohren. In letzter Zeit war ihr das zur Gewohnheit geworden. Wenn sie durch die Stadt spazierte, sammelte sie Informationsbröckchen, Klatsch oder Klagen – alles, was die Menschen im Vorübergehen von sich gaben. Seit Monaten standen die Menschen ab drei Uhr morgens vor den Bäckereien an. Die Frauen in ihren dicken Wintermänteln, deren Wangen vor Kälte aufgesprungen waren, zeterten, verlangten Brot und jammerten über die hohen Preise. Man überhäufte die Regierung mit Vorwürfen und warf ihr vor, das Mehl zu verstecken oder sich an die Deutschen verkauft zu haben. Sie sei unfähig, hieß es, die Versorgung der Stadt zu gewährleisten, in der es an allem fehlte: an Kohle und Fleisch, an Kerzen, Seife und Zucker. Als Rasputin ermordet wurde, hatte man geglaubt, das Problem sei gelöst, aber die Lage verbesserte sich nicht. Man hätte glauben mögen, dass der *Staretz* seine unheilvolle Macht noch über das Grab hinaus ausübte. In manchen Vierteln erfroren die Armen, die sich kein Brennholz leisten konnten, in ihren ungeheizten Wohnungen.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Auch bei den Ossolins wurde gespart. Das Haus wurde nicht mehr so verschwenderisch geheizt wie früher. Manche Räume waren bis zum Frühjahr abgeschlossen. Jetzt teilte sie ihr Zimmer mit ihrer kleinen Schwester Mascha, die es abends nicht müde wurde, sie zum Vorlesen von Märchen und Legenden zu drängen. Das ging so weit, dass Xenia bisweilen energisch werden musste, bis das Kind unter seinem Berg von Decken einschlief.

»Das Maß Kartoffeln kostet jetzt fünf Rubel. Vor dem Krieg

waren es fünfzehn Kopeken! Was sollen die Menschen denn noch essen, Nina?«, brüllte ihr Vater aus vollem Halse.

Er musste die Tür seines Arbeitszimmers offen gelassen haben. Xenia vernahm die leise Stimme ihrer Mutter, die ihn zu beschwichtigen versuchte. Mit ihren hellen Augen und ihrem feingliedrigen Körperbau besaß Nina Petrowna Ossolin die weibliche Sanftheit jener Frauen, die einen segensreichen Einfluss auf ihre reizbaren Ehegatten ausübten. Wie oft hatte Xenia schon miterlebt, wie ihr Vater oder manche ihrer Onkel – verdiente Gardeoffiziere – ihren Gattinnen gehorchten, ohne dass die Damen auch nur die Stimme zu erheben brauchten? Die Fügsamkeit, die diese kolossalen Gestalten an den Tag legten, war verblüffend. Es erstaunte sie nicht, ihren Vater über die Lebensmittelpreise sprechen zu hören. Er war ein intelligenter Mensch und pflegte zu sagen, ein Krieg werde an der Front gewonnen, aber in der Heimat verloren. Seit vielen Monaten wurden die Straßenbahnen bestreikt, die reglos auf ihren Gleisen standen. In den Sitzungen im Taurischen Palais debattierten die Abgeordneten aufgeregt. Das Hinterland des heiligen Russland bockte wie ein ungebärdiges Pferd.

Xenia runzelte die Stirn und dachte an ihr blassblaues Abendkleid aus Satin und mit Glasperlen besticktem Tüll, das in ihrem Zimmer auf sie wartete. Sie hatte es Mascha unter Androhung einer exemplarischen Strafe, über deren Art sie sich noch nicht im Klaren war, verboten, es anzurühren. Ihre Eltern hatten ihr eine schöne Geburtstagsfeier versprochen; die Belohnung dafür, dass sie am Obolenski-Lyzeum fleißig gelernt hatte und eine eifrige Schwesternhelferin war. Ihre Mutter hatte sie in die Mokhowaja-Straße zu Anna Grigoriowna Gindus begleitet, die für das junge Mädchen die Verkörperung der vollendeten Eleganz darstellte, da die Schneiderin ihre Ausbildung bei Jeanne Paquin in Paris absolviert hatte. Xenia war zumute, als würde sie ihren Eintritt in die Erwachsenenwelt mit einem Jahr Vorsprung feiern, was ihr ganz ausgezeichnet zupasskam, da sie

sich gern von anderen abhob. Als sie ihren Freundinnen von dem Essen erzählte, das nach der Aufführung eines Stücks von Lermontow im Alexandrinski-Theater stattfinden sollte, waren sie vor Neid rot angelaufen. Der Krieg brachte zwar für alle neue Freiheiten mit sich, aber die Eltern der anderen Mädchen hielten strenger auf die Konventionen.

Es kam gar nicht in Frage, dass die fieberhafte Aufregung, die in der Stadt herrschte, die Lustbarkeiten trübte, auf die sie sich seit mehreren Wochen freute. Entschlossenen Schritts verließ sie den Salon und rannte die Treppe hinauf zu ihrem Vater. Mit einem Mal spürte sie das Bedürfnis, ihn zu sehen, um sich bei ihm zu versichern, dass alles gut war.

Im Türrahmen des Arbeitszimmers blieb sie stehen und betrachtete den General, der am Ofen stand und eine Depesche überflog. Seine Schultern waren gebeugt, und er rieb sich mit müder Hand den Nacken. Seine kleine, in Gold gefasste Brille ließ ihn wie einen Gelehrten wirken. Die Gefühle, die sie für ihren Vater hegte, waren tief und beinahe dramatisch. Ihr Vertrauen zu ihm war absolut, rund und prall wie eine sommerliche, mit Süße gesättigte Frucht. Wenn sie bei ihm war, gab es keinen Zweifel und keine Verlegenheit. Hochgewachsen, mit breiten Schultern und kräftigen Händen, wirkte er so vital wie die Sonne selbst. Wenn sie zuschaute, wie sich Mascha in seine Arme schmiegte, bedauerte sie, dass sie zu alt war, um ebenfalls Zuflucht dort zu suchen. Sie musste sich jetzt mit den schmatzenden Küssen zufriedengeben, die er ihr auf die Wange versetzte, wobei sein dichter blonder Schnurrbart sie kitzelte.

Er murmelte einen Fluch und bückte sich, um die Depesche in die Öffnung des Kachelofens zu werfen, als er seine Tochter bemerkte. Sogleich hellten sich seine grüblerischen Züge auf. Er nahm die Brille herunter, die einen roten Abdruck auf seinem Nasenrücken hinterließ.

»Da bist du ja, mein Täubchen; ich habe dich gar nicht kommen gehört. Wie ist das Befinden der Ballkönigin?«

»Und du, Papa, wie geht es dir?«

Er ließ sich in den Ledersessel fallen und legte die Unterarme auf die Stapel Papiere, die auf dem Schreibtisch verstreut lagen. Sein Mund verzog sich zu einer ironischen Grimasse, die so gar nicht zu ihm passen wollte.

»Anscheinend werden wir im Theater das Stück *Die Maske-
rade* sehen. Eine nette Ironie des Schicksals ... Ich habe ohnehin den Eindruck, den ganzen Tag auf einem Maskenball zu verbringen.«

»Es heißt, die Kulissen seien prächtig«, meinte Xenia ein wenig nervös. »Alle werden dort sein, sogar Mitglieder der Zarenfamilie. Die Vorstellung wird bestimmt ausgezeichnet.«

Sie war selbst erstaunt über ihren flehenden Tonfall. War ihr ein elender Theaterabend denn so wichtig? Das Bild ihres neuen Kleids, der dazu passenden Satinschuhe und der Bänder, mit denen ihr Haar geschmückt sein würde, stieg in ihrer Vorstellung auf. Wie konnte sie behaupten, erwachsen zu sein, während sie sich zugleich mit kindlicher Inbrunst an diese eitlen Dinge klammerte?

»Seit Januar berauscht sich diese Stadt an Festen«, warf ihr Vater in ärgerlichem Ton ein. »Alle denken nur ans Tanzen.«

»Aber das sind doch Wohltätigkeits-Galas, Papa«, protestierte Xenia. »Wir müssen Geld für unsere Verwundeten sammeln.«

»Wenn es so weitergeht, gibt es bald keine mehr«, gab er zurück. »Seit der Niederlage in Tannenbergl und vor allem seit diesem verfluchten Rückzug aus Galizien lassen sich die Meutereien an der Front gar nicht mehr zählen.«

»Diese Soldaten sind Feiglinge. Offiziere wie du oder Onkel Sascha würden niemals so handeln.«

»Feiglinge findet man leider überall, mein Kind. Das ist eine sehr verbreitete Volksgruppe, glaube mir. Aber kann man Männer tatsächlich als Feiglinge bezeichnen, die nur noch ein Dutzend Patronen zum Schießen haben? Die oft nur mit Steinen als Wurfgeschossen kämpfen müssen? Ich erinnere dich da-

ran, dass sich die Russen im August 1914 wie Helden verhalten haben. Wir haben uns für die Franzosen aufgeopfert. Dank uns konnten sie die Marneschlacht gewinnen, weil die Deutschen unsere Angriffe in Ostpreußen erwidern mussten. Aber für unsere Loyalität haben wir einen furchtbaren Preis entrichtet: Wir waren noch nicht bereit für diese Auseinandersetzung und haben die Elite unserer Armee verloren. Und dann, im Jahr darauf, kam Galizien ...«

Sein Blick ging einen Moment lang ins Leere, und sein Gesicht verkrampfte sich, als litte er Schmerzen.

»Wir hatten weder Patronen noch Granaten ... Die Artillerie war dezimiert. Manche Regimenter hatten drei Viertel ihrer Truppenstärke verloren. Ich habe gesehen, wie einfache Sergeanten Männer in den Kampf führten, die seit Tagen nichts gegessen hatten. Das war kein Krieg mehr, sondern ein Gemetzel, und das kann kein Offizier billigen, der dieses Namens würdig ist. Das Volk ist unzufrieden. Es beginnt aufzubegehren, und das immer offener. Wir täten gut daran, uns Gedanken darüber zu machen. Sag mir nicht, dass du wie all diese Menschen bist, die sich taub stellen und nichts hören.«

»Aber so schlimm kann es doch nicht sein!«, sagte Xenia. »An Streiks und Demonstrationen sind wir gewöhnt. 1905 ist doch auch alles wieder in Ordnung gekommen. Das Volk hat seine Duma bekommen; was will es denn jetzt noch?«

Der General betrachtete sie mit strenger Miene. »Die Duma spiegelt die Bauernschaft und das Proletariat nicht wirklich wider; sie ist eher eine Versammlung von Honoratioren. Und das Volk ist nicht mehr jene mystische Masse, die in blindem Glauben vor dem Zaren ihre Ikonen schwenkte, sondern besteht aus realistisch denkenden Männern und Frauen. Das Volk will essen. Es will, dass man aufhört, seine Söhne in den Krieg zu schicken, wo sie abgeknallt werden wie die Hasen. Wir stehen mitten im Krieg, und es will Frieden. Es will eine Landreform und Gott weiß was noch ...«

»Dann will es zu viel und wird nichts bekommen!«

Fjodor Sergejewitsch betrachtete seine älteste Tochter, die mit verschränkten Armen und geröteten Wangen vor ihm Stellung bezogen hatte. Ihre grauen Augen glühten, und das lange Blondhaar war zerzaust. In diesem Moment empfand er die Liebe zu ihr so heftig, dass sich eine Faust um sein Herz zu schließen schien. Er wusste, dass sie stolz, manchmal überheblich und oft starrköpfig war. Aber in diesen Zeiten des Aufbruchs waren diese Charakterzüge, die man für gewöhnlich als ungünstig betrachtete, ein Schutz, den sie in einer ungewissen Zukunft vielleicht brauchen würde. Xenia besaß weder die verbindliche Art ihrer Mutter noch die Zerbrechlichkeit der kleinen Mascha, aus der einmal eines dieser charmanten, unbekümmerten Wesen werden würde, die ein Mann nur liebt, weil er sie beschützen kann. Nein, Xenia war ungebärdig, hartnäckig und abweisend. Sie würde zu den Frauen gehören, die die Männer Qualen leiden lassen, ihnen den Schlaf rauben, ihnen unter die Haut gehen, sich ihnen unerbittlich in Erinnerung bringen, wenn sie am wenigsten damit rechnen – in einer aufgewühlten Menschenmenge oder am Rande der Steppe; zu jenen unerreichten Frauen, die einem Mann Leidenschaft einflößen und ihn zum Duell oder in den Wahnsinn treiben.

Er bewunderte die distinguierte Art und die schmale, feinknochige Silhouette der jungen Frau, die von einem jähen Zorn ergriffen war, dessen Grund er zu erraten glaubte. Doch zugleich empfand er den absurden Drang, sie fest zu umschlingen; so wie man Neugeborene fest in Binden wickelte, um sie vor der Leere zu beschützen, die sie allzu sehr erschrecken würde, nachdem sie so lange im Leib ihrer Mutter herangewachsen waren.

Seit dem vorigen Tag hörte er, wie das Murren der Revolte lauter wurde. Mehrere Läden waren geplündert worden. Die Straßenbahnen fuhren nicht mehr, und Schaffnerinnen und Fahrer waren angegriffen worden. Soldaten hatten auf Streikende geschossen, wobei es drei Tote gegeben hatte, und

seitdem wurden die Brücken bewacht. Fjodor Sergejewitsch dachte an die Depesche, die in diesem Moment im Ofen verbrannte, und spürte, wie ihm das Blut in den Adern stockte. In diesem Augenblick hätte er alles dafür gegeben, seine Tochter vor einer Zukunft zu schützen, die, wie er fürchtete, schwierig werden würde, vor dem Grauen des Krieges und dem Verrat der Menschen.

»Er ist heute Morgen an die Front zurückgekehrt«, sagte er leise.

Xenia lief puterrot an. »Wen meinst du?«

»Igor.«

»Woher weißt du das? Hat er es dir gesagt? Hast du ihn gesehen?«

»Ich bin ihm gestern Abend begegnet. Er hatte sich die große Demonstration auf dem Samsoniewski-Prospekt angesehen und war besorgt, weil er fand, dass die Kosaken der Menge gegenüber ziemlich wohlgesinnt zu sein schienen. Ein sehr scharfsinniger junger Mann. Er hat mir auch aufgetragen, dir für deine Einladung zu danken.«

»Er hätte ruhig selbst darauf antworten können. Dieser Junge ist furchtbar schlecht erzogen und wird uns gewiss nicht fehlen.«

Abrupt wandte sie sich ab und trat an den Ofen. Sie grollte mit sich selbst, weil es ihr nicht gelang, ihre Enttäuschung zu verbergen. Sie ahnte, dass ihr Vater nach besänftigenden Worten suchte. Hoffentlich würde er schweigen! Mit einem Mal fühlte sie sich so dünnhäutig, dass sie fürchtete, weinen zu müssen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sie sich in einen Zorn hineingesteigert hatte, der ihren Kummer vertrieb.

Sie hatte sich in seinen Nacken verliebt, ohne zu wissen warum; vielleicht ganz einfach, weil er sich ihrem Blick dargeboten hatte, als er den Kopf neigte, um Klavier zu spielen. Sein Hals war ihr zugleich wohlgeformt und empfindsam vorgekommen. Trotz des militärischen Haarschnitts war sein dichtes kas-

tanienbraunes Haar schön; und der Blick seiner dunklen Augen verweilte aufmerksam auf seinem Gegenüber. Er hatte bei ihr den Eindruck erweckt, zugleich im Raum anwesend und vollständig an einem anderen Ort zu sein, und sie hatte ihn um diese Fähigkeit beneidet.

Igor Kunin war ein Freund ihres Onkels Sascha, des jüngsten Bruders ihrer Mutter. Sie hatte ihn ein Jahr zuvor kennengelernt, als Sascha sie anlässlich eines Heimaturlaubs besucht hatte. Die beiden Männer waren etwa gleichaltrig – Anfang zwanzig –, und sie war erstaunt darüber gewesen, wie sich zwei so unterschiedliche Charaktere hatten anfreunden können. Onkel Sascha führte das große Wort und war exzentrisch und großtuerisch. So fand er zur Bestürzung seiner Vorgesetzten nichts dabei, an der galizischen Front zwischen zwei Angriffen Wildgänse zu schießen. Igor dagegen war zurückhaltend, antwortete höflich auf die Fragen der Hausherrin und balancierte seine Teetasse in der Hand, als fürchtete er, sie zu zerbrechen.

Nachdem Sascha ein paar Minuten lang den Flügel malträtiert und dazu aus vollem Halse gesungen hatte, konnte er Igor überreden, seinen Platz einzunehmen. »Im Gegensatz zu mir ist er ein Virtuose!«, rief er in den Raum hinein. Igor senkte ein wenig verlegen den Kopf. Man sah ihm deutlich an, dass er am liebsten im Boden versunken wäre, aber Sascha war unerbittlich. »Komm, mein Alter, kürzlich hast du geklagt, dir fehle die Musik.« Mit einem entschuldigenden Lächeln setzte sich Igor auf den Klavierschemel, strich über die weißen und schwarzen Tasten, als sage er ein Gebet auf, und begann zu spielen.

An diesem Abend war Xenia beim Essen seine Tischnachbarin gewesen. Halblaut hatten sie die ganze Zeit miteinander geredet, ohne den anderen Gästen Aufmerksamkeit zu schenken. So fasziniert war sie von seiner Persönlichkeit, dass sie ganz vergaß, sich schüchtern zu geben. Anschließend war er ihr nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Die beiden schrieben sich Briefe; sie kurz und eilig, er melancholischer. Als sie hörte, dass

er erneut Urlaub von der Front hatte und sein Aufenthalt mit ihrer Geburtstagsfeier zusammenfiel, hatte ihr Herz einen Satz getan. Er würde sie als unumstrittene Königin des Abends erleben. Sie hatte sich vorgestellt, wie er sie eingeschüchtert aus der Ferne bewundern würde. Sie würde auf ihn zugehen, um ihn unter allen anderen zu erwählen. Ihr langes Kleid würde über das Intarsienparkett streichen, und er würde nicht anders können, als ihr dankbar zu sein. Aber all das hatte sich jetzt in nichts aufgelöst. Ohne Igor hatte das ganze Fest keinen Sinn mehr, und sie hatte nicht einmal mehr Lust hinzugehen.

Wahrlich, dieser Krieg, der einfach kein Ende nahm, begann ihr auf die Nerven zu gehen. Sie war es überdrüssig, um ihre Onkel oder Cousins zu bangen, die an der Front kämpften. Sie ertrug die Einschränkungen nicht mehr, die Zeitungen mit den beängstigenden Schlagzeilen, die zum Zeichen der Trauer mit schwarzen Tüchern verhüllten Ikonen und Spiegel; die nicht enden wollenden Totenmessen in der Kirche, wo ihr vom Weihrauch übel wurde. Es verdross sie, dass sie ihre Mutter zweimal wöchentlich in die Nähstube begleiten musste, wo die Damen Strümpfe für die Soldaten strickten, Hemden und Westen nähten, die Kleiderspenden für die Flüchtlinge sortierten und wo Xenia die argwöhnischen Blicke der verdorrten alten Frauen zu ertragen hatte, die sie tadelten, wenn sie aus dem Fenster sah und träumte. Man hätte glauben können, jemand habe das alles inszeniert, um sie persönlich zu ärgern und daran zu hindern, die Jahre zu genießen, die eigentlich die schönsten ihres Lebens hätten sein sollen. Das war ungerecht und abscheulich!

Fjodor Sergejewitsch sah, wie seine Tochter die Fäuste ballte. An ihren Schultern, die gebeugt waren, als müsse sie dem Wind trotzen, erriet er, dass sie zornig war. Sie fühlte sich enttäuscht, ja verraten. Er erahnte ihre mädchenhafte Schwärmerei für den jungen Kunin und hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Bursche war ein vielversprechender Musiker und ein ausgezeichneter Soldat, der die Lage besonnen einschätzte und ihren

Ernst erkannte. Tags zuvor waren sie beide zu dem gleichen bitteren Schluss gelangt: Die Armee war durch die revolutionäre Propaganda aufgeweicht. An der Front gehorchten die Männer nur noch widerwillig. »Jeder denkt nur an sich«, hatte der junge Offizier mit erschöpfter Stimme gemurmelt. »Der einfache Geist der Männer ähnelt dem eines Kindes. Sie berauschen sich an schönen Worten wie an Wodka. Zu uns, ihren Vorgesetzten, haben sie kein Vertrauen mehr; denn sie haben das Gefühl, als wollten wir sie dem Feind ausliefern. Sie sind niedergedrückt und entmutigt, und oft glaube ich in ihren Blicken Hass zu lesen.«

Hass ... Der General spürte ihn, roch ihn, diesen ekelhaften Gestank, der die Straßen der Stadt verpestete. Schlimmer noch, er empfand das gleiche unguete Gefühl, wenn er die frischen Bataillone der Garde inspizierte. Die neuen Rekruten waren keine resignierten und schicksalsergebenen *Muschiks* mehr, Bauern, die zum ersten Mal aus ihren entlegenen Dörfern gerissen wurden, sondern Arbeiter aus Petrograd, die von sozialistischen Ideen infiziert waren. Bei ihnen traf er nicht mehr auf Opfergeist oder Kameradschaft, sondern auf widerspenstige Mienen und verschlossene Blicke.

Seit einigen Monaten fuhr Fjodor Sergejewitsch oft gegen drei Uhr aus dem Schlaf. Mit wild pochendem Herzen lauschte er dem regelmäßigen Atem seiner Frau, die neben ihm lag, und versuchte sich zu beruhigen, doch der Schlaf floh ihn hartnäckig. Dann stieg er aus dem Bett und verzog das Gesicht, da der Blutkreislauf in seinem schlimmen Bein gestört war. Lautlos schlüpfte er in seinen dicken seidenen Hausmantel und verließ den Raum. Wie oft hatte er nicht schon die Tür zum Zimmer seiner Töchter einen Spaltbreit geöffnet? Er betrachtete Xenias blondes Haar, das über ihr Kissen fiel, die zerwühlten Federbetten, als hätte sie die ganze Nacht mit einem unsichtbaren Feind gekämpft; während Mascha ruhig in ihre Decken gekuschelt dalag. *Gnädige Muttergottes, beschütze sie*, betete er und segnete

die beiden mit dem Kreuzzeichen, bevor er sich in sein Arbeitszimmer begab, den Ofen anzündete und allein mit seinen quälenden Gedanken auf die Morgendämmerung wartete.

Das Telefon klingelte.

»Du musst hinaufgehen und dich fertigmachen, mein Sonnenschein«, sagte er lächelnd. »Ich glaube, der Friseur ist gekommen. Ohne Zweifel wird der geschickte Monsieur François in der Lage sein, dein wildes Haar zu zähmen. Du wirst sehen, das wird ein schönes Fest heute Abend.«

Das junge Mädchen drehte sich zu ihm um. Offensichtlich hatte sie ihren Groll hinuntergeschluckt.

»Natürlich, Papa, und ich habe vor, jede Sekunde davon zu genießen.«

Hoherhobenen Kopfes verließ sie den Raum, und er musste über ihre Entschlossenheit lächeln.

Er warf dem Apparat einen argwöhnischen Blick zu, nahm widerwillig ab und hörte dem vorgesetzten Offizier zu, der ihm mitteilte, dass eine Kompanie des Pawlowski-Regiments auf zwei andere Einheiten geschossen hatte. Die aufständischen Soldaten seien entwaffnet und unter Arrest gestellt worden. Wenn die Garde weicht, dann ist das der Anfang vom Ende, dachte er bitter, während er aufstand, um seine Befehle zu erteilen.



Die Nacht war blau. Der Himmel überspannte die auf dem Reißbrett entworfene Stadt, die von breiten, eisigen Arterien in Quadrate unterteilt wurde, ihre Kais aus Granit, ihre wunderbaren Turmspitzen, Kuppeln und majestätischen Paläste. Das Automobil fuhr langsam. Vage Schatten flohen an den Gebäuden entlang und wurden kurz vom Schein der Straßenlaternen erhellt. Xenia, die neben ihrer Mutter saß, versuchte vergeblich, ihnen mit dem Blick zu folgen. Ihr Halskragen aus seidigem Pelz strich ihr über die Wangen, und der Muff aus Chinchilla wärmte ihr die kalten Hände.

Der Abend im Theater war glanzvoll gewesen. In den farbenprächtigen, romantischen Kulissen hatten die Schauspieler ihr Bestes gegeben. In der Pause war sie stolz am Arm ihres Vaters einhergeschlendert. Man hatte sie zu ihrem eleganten Kleid und ihrem strahlenden Lächeln beglückwünscht, doch nach den üblichen Komplimenten hatten die Gespräche sich erneut ernsteren Themen zugewandt. Die Abgeordneten Schingarew und Skobelew verlangten den Rücktritt der Regierung, weil sie die Bevölkerung Hungers sterben lasse. Mit zusammengepressten Lippen gestikulierte die alte Gräfin Tschikow mit ihren weiß behandschuhten Händen und erklärte, sie habe gesehen, wie Demonstranten die rote Fahne schwenkten. Mit Widerwillen murmelte man die Namen der Minister Stürmer oder Protopopow, als hinterließen sie einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Xenia war ein wenig verärgert gewesen, weil sie nur

ein entbehrliches Accessoire am Arm des Generals der Garde darstellte. Sie hatte die Stirn gerunzelt und nichts von den Vorwürfen hören wollen, mit denen man den Premierminister überhäufte, oder von den Sorgen betreffend der Moral der Streitkräfte. Von diesem Abend hatte sie so sehr geträumt, dass sie ihn unbedingt unbeschwert verleben wollte; da kam ihr jede angespannte Miene wie ein Vorwurf vor.

Ihre Mutter erlitt einen Hustenanfall, den sie zu unterdrücken versuchte, indem sie sich ein Spitzentaschentuch vor den Mund hielt. Xenia fand, dass sie schlecht aussah. Aus Rücksicht auf ihre angegriffene Gesundheit hatte sich das junge Mädchen die Freude versagt, mit einem Pferdeschlitten nach Hause zurückzufahren, obwohl sie es über alles liebte, unter Pelzdecken eingemummelt durch die nächtliche Stadt zu sausen, während die in die Dunkelheit gemeißelte Gestalt ihres Kutschers den Wind abhielt wie ein Bollwerk und die Pferde unter Glöckchengebimmel dahintrabten.

»Fühlst du dich nicht wohl, Mamutschka?«, fragte sie besorgt.

Nina Petrowna legte ihrer Tochter zärtlich eine Hand auf den Arm. »Es ist nichts, mein Liebes, nur eine Schwäche, die gleich vorübergehen wird.«

Die bläulichen Schatten, die unter ihren Augen lagen, strafte ihr Lächeln Lügen. Ihre Sanftheit drückte sich in ihren hellen Augen aus, in denen eine seltene Güte stand, und in den kleinen Mimikfältchen, die ihren schmalen, lächelnden Mund umgaben. Ihr Gesicht mit der hohen Stirn, der feinen Nase und den hervorstehenden Wangenknochen wirkte ziseliert wie eine Kamee. Das blonde, zu einem mit Perlen besetzten Knoten hochgesteckte Haar hob ihr blasses Gesicht hervor und betonte das Funkeln der berühmten Ohrringe aus Smaragden und Diamanten, die zu dem Familienschmuck der Ossolins gehörten.

Xenia betrachtete sie mit skeptischer Miene. Seit einigen Tagen stand ihre Mutter spät auf und zog sich nachmittags auf ihr



Theresa Révay

Die weissen Lichter von Paris

Roman

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47059-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2009

Der große Bestseller aus Frankreich. So bewegend wie „Anna Karenina“

Paris in den 20er Jahren: Gräfin Xenia trägt die russische Seele in ihrem Gesicht – stolz, geheimnisvoll, berückend schön. Ein einzigartiges Gesicht in der glamourösen Modewelt, das auch der deutsche Fotograf Maximilian nicht vergessen kann. Xenia aber flieht vor ihren Gefühlen, zu sehr haben Trauer, Armut und Leid ihr Leben geprägt, seit sie vor der Revolution aus Russland fliehen musste. Jahre später begegnen sich die beiden unter dramatischen Umständen wieder. Wird Xenia erkennen, dass es die große Liebe nur einmal im Leben gibt?

Leidenschaft und bewegendes Schicksal in der dramatischsten Epoche des 20. Jahrhunderts.

 [Der Titel im Katalog](#)